

Ehrenstrafen. Die Verschärfungen dienten hauptsächlich der Abschreckung, in der Praxis herrschte Sanktionsverzicht und Strafmilderung über den Gnadenweg. Von 413 namentlich bekannten Wilderern des 16. Jahrhunderts sind Hinweise auf das Herkunftsgericht bekannt, wobei das Unterinntal, das Außerfern und das Wipptal besonders stark vertreten sind

Abschließend verbindet Schennach seine Ergebnisse mit dem aktuellen Forschungsstand zur Normdurchsetzung in der Frühen Neuzeit (S. 255–263). Das Konzept „Herrschaft als Kommunikationsprozess“ will er bei jagdrechtlichen Materien nicht überstrapazieren, auch der These von der symbolischen Gesetzgebung nicht folgen; vielmehr wäre danach zu fragen, wieso Normdurchsetzung in jener Zeit an ihre Grenzen stieß. Sicherlich wäre zum einen die mangelnde administrative Durchdringung des Staates ins Treffen zu führen, bei den vorliegenden Materien aber vor allem zu beachten, dass Wilderei in Tirol tatsächlich ein Massendelikt darstellte, „bei dem die Perception des Unrechtsgehalts durch die Tiroler Bevölkerung grundlegend von der Wahrnehmung durch die Regierung und durch die Organe der Jagdverwaltung divergierte [...]. Angesichts der Aufmerksamkeit, welche die Bestrafung von Wildbretschützen in der jeweiligen Herkunftsgemeinde auf sich zog, verbot sich eine allzu strenge Vorgangsweise“ (S. 262).

Die vorliegende rechtshistorische Studie überzeugt. Ihre Stärke liegt einerseits in der gelungenen Verknüpfung aktueller geschichts- und rechtswissenschaftlicher Forschungsergebnisse durch einen in beiden Bereichen qualifizierten Autor, andererseits in der immensen Quellenfundierung. Martin Schennach hat mit diesem Buch einen beeindruckenden rechtshistorischen Beitrag zur Tiroler Landesgeschichte vorgelegt, dem man eine weite Verbreitung wünscht.

*Josef Pauser*

---

Ursula Lüfter/Martha Verdorfer/Adelina Wallnöfer, *Wie die Schwalben fliegen sie aus. Südtirolerinnen als Dienstmädchen in italienischen Städten 1920–1960*

*Edition Raetia, Bozen 2006.*

Drei Generationen von Südtirolerinnen, die Politikwissenschaftlerin Ursula Lüfter aus Bruneck und die beiden Historikerinnen Martha Verdorfer aus Bozen und Adelina Wallnöfer aus Prad, sind die Autorinnen eines umfangreichen, verdienstvollen und vielgestaltigen Buches. Sie sind der Geschichte von Dienstmädchen ihrer Region seit dem Ende des 1. Weltkriegs bis in die Fünfziger Jahre des 20. Jahrhunderts nachgegangen. Die weitgehend fehlenden schriftlichen Quellen haben sie mit Oral History-Interviews

von Betroffenen beziehungsweise deren Nachkommen oder Bekannten wertzumachen versucht. Auf dieser Basis legen sie erstmals eine reich bebilderte Kollektiv-Biografie von Südtirolerinnen vor, die mehrheitlich temporär in städtischen italienischen Haushalten gearbeitet haben. Die Autorinnen spannen den Bogen von der kleinbäuerlichen Kindheit und dem elterlichem Zuhause bis hin zu den Rückwirkungen der Dienstmädchenzeit auf das weitere Leben, sodass die vielfältigen und unterschiedlichen Erfahrungen der Frauen sichtbar werden.

Die wissenschaftliche Erforschung der Geschichte von Hausangestellten in europäischen Staaten erfreut sich in den letzten dreißig Jahren eines regelrechten Booms, wobei die städtischen Dienstverhältnisse um 1900 lange einen Schwerpunkt bildeten. Zweifellos besteht ein Zusammenhang mit dem Comeback der migrantischen Haus(halts)arbeit. Nach dem Zweiten Weltkrieg waren die „Hausangestellten“ mehr oder weniger aus den Berufsregistern verschwunden.

Die „Hilfen im Haushalt“ sind ein Kernthema der Frauen- und Geschlechtergeschichte, weil sich die geschlechtsspezifischen Ungleichheiten deutlich manifest machen lassen. Zudem lassen sie sich unter Aspekten der Politik-, Kultur-, Gesellschaft-, Wirtschafts- und Migrationsgeschichte analysieren. Wenig im Bewusstsein verankert ist bis heute, dass Mädchen und Frauen immer gewandert sind, unabhängig und unbegleitet von Männern. Der Brite Ernest George Ravenstein stellte bereits 1885 das sogenannte siebte Wanderungsgesetz „Frauen sind mobiler als Männer“ auf, und die Volkszählungen belegen, dass Frauen mehr wandern als Männer.

Die vorliegende Pionierstudie über „Südtirolerinnen als Dienstmädchen in italienischen Städten 1920–1960“ trägt Wichtiges zur wenig beachteten Rolle der Frau im Migrationsprozess bei. Sie bezieht sich geografisch nicht auf das gesamte Südtirol. Das Vinschgau und die benachbarte Umgebung dominieren wegen des Beziehungsnetzes der Autorinnen und aus arbeitsökonomischen Gründen. Als Destinationen schwingen die Städte Mailand und Rom obenaus, gefolgt von Florenz, Neapel, Genua, Bergamo, Bologna und Turin. Nur sehr wenige Frauen verschlug es nach Messina und Palermo.

Irritierend ist, dass die Grafik auf Seite 71 die Zielorte von 113 Dienstmädchen angibt, während der Anhang nur rund 84 Kurzbiografien enthält. Vermutlich wurden Mehrfachdestinationen einzelner Frauen mitgerechnet, was die Kurzbiografie der 1913 geborenen Amalie Ramoser nahe legt, die von 1937 bis 1938 in Mailand sowie von 1953 bis 1959 in Rom und danach an anderen Orten im Dienst war. (S. 431) Gerade weil laut den Autorinnen offizielle Statistiken fehlen, (S. 10, 19) hätte man die Datenbasis der eingestreuten Tabellen wie diejenige der „Anzahl der Dienstantritte zwischen 1923 und 1941“ (S. 65) offen legen und kommentieren müssen.

Der Aufenthalt als Dienstbotin in Italien scheint auf Zeit beabsichtigt gewesen zu sein, geriet aber in einigen Fällen zur Zirkulation mit jeweils mehrjährigen Aufenthalten in Italien oder auch zur definitiven Auswanderung, wie etwa das Beispiel von Maria Straudi (1909–1999) aus Tramin zeigt, die vom „Maresciallo“ ihres Dorfes zu dessen Bruder, einem „Monsignore“, nach Sizilien vermittelt wurde. (S. 435) Nicht nur Privatpersonen und Familienangehörige sondern auch kirchliche und professionelle Agenturen hatten ihre Hände im Spiel. Der Einfluss der katholischen Kirche auf die Mädchen und Frauen darf nicht unterschätzt werden, sei es in deren Anleitung zur Hausarbeit im Südtirol, sei es in deren Betreuung und Überwachung in Italien.

Der Vergleich mit den „Au-pairs“ der Gegenwart, den die Verfasserinnen anstellen, hinkt. (S. 363) Die Migration erfolgte durchwegs aus wirtschaftlicher Not, auch wenn die befragten Frauen in ihren retrospektiven Erzählungen individuelle Motive nennen, dass sie die Welt kennen lernen oder italienische Koch- und Sprachkünste erlernen wollten.

Die Autorinnen unterscheiden zwei Wanderungswellen nach Italien: die erste in der Zwischenkriegszeit des 20. Jahrhunderts und die zweite in den 1950er und 1960er Jahren. (S. 22, 25) Spätestens ab Seite 346 fragt sich die Leserin, ob in den 1940er Jahren wirklich keine Wanderung insbesondere ins deutschbesetzte Italien statt gefunden hat, was aus der historisch bedingten Orientierung des Südtirols nach Österreich und auch aus dem Hang der Südtirolerinnen, Stellen bei deutschen oder deutsch sprechenden Familien in Mailand und Rom anzutreten, durchaus Sinn gemacht hätte. Im Anhang findet sich denn auch der Hinweis auf Hedwig Platter verh. Rungg aus Prad, geboren 1920, die von 1941 bis 1943 in Rom bei einem Ehepaar – der Mann war Offizier – arbeitete. (S. 431) Vielleicht hat die so genannte „Option“ von Herbst 1939, die deutsche Staatsangehörigkeit anzunehmen und umzusiedeln, zur Annahme verleitet, dass nun vorwiegend in Richtung des Dritten Reichs beziehungsweise „angeschlossenen“ Österreichs gewandert wurde.

Ganz allgemein wird die politische Geschichte Südtirols als bekannt vorausgesetzt. Noch lange nicht überall ist Allgemeingut, dass das Südtirol seit 1920 formell zu Italien gehört und unter der faschistischen Diktatur Benito Mussolinis forciert italienisiert wurde.

Das Autorinnenkollektiv betont, die von ihnen befragten Frauen hätten sich selbst als apolitisch eingeschätzt: „In den Erzählungen der befragten Südtirolerinnen kommt die Politik, wenn überhaupt, in Nebensätzen und nur auf explizite Nachfrage vor.“ (S. 319) Es erklärt die Verdrängung mit „alltagspragmatischem“ Verhalten.

In der Legende zu zwei Fotografien auf Seite 336 heißt es: „Rosa Stofner arbeitete Ende der 30er und Anfang der 40er Jahre in Savona. Der Arbeitgeber war leitender Angestellter der fototechnischen Fabrik Ferrania, die es heute

noch gibt. Damals handelte es sich zweifellos um eine kriegswichtige Anlage. Über die politische Einstellung ihres Arbeitgebers konnte Frau Stofner auch auf mehrmaliges Nachfragen keine Auskunft geben. Am Ende des Interviews zog sie dann zwei Fotos heraus. Bei beiden ist das Haus des Arbeitgebers mit Hakenkreuzfahne zu sehen, einmal schaut Rosa Stofner aus dem Fenster. Ihr Kommentar zu den Fotos war sehr lapidar: Der Herr hätte halt bei Feiertagen die Fahne hinausgehängt. Es wären ja viele Deutsche in Genua gewesen und es hätte auch niemand gestört. So nahe und gleichzeitig so fern kann Politik sein.“ Was aber hatte Rosa Stofner über ihre eigene politische Haltung zu sagen?

Die Aufnahme, die Kreszenzia Mair in der Wehrmachtuniform eines Freundes kurz vor Kriegsende in Fiume zeigt, spricht Bände, wird aber nicht weiter interpretiert. (S. 359) Politisches Bewusstsein schimmert immer wieder zwischen den Zeilen durch: Im Zusammenhang mit der Entscheidung für oder gegen die „Option“ antwortete Paula Wörndle, die als Kindermädchen mehrmals in Italien gearbeitet hatte: „Ich habe nicht optiert. Meine zwei Schwestern haben optiert, ich nicht. Ich habe mir gedacht, als Italienerin bin ich freier und habe mehr Möglichkeiten ins Ausland zu gehen als als Deutsche. Auch meine Eltern haben nicht optiert. Und meine älteste Schwester hat uns auch später aus Wörgl geschrieben: Bleibt, wo ihr seid.“ (S. 344) Maria Erlacher weilte damals in Rom und wählte ermuntert von ihrem Freund und nach dem Vorbild ihrer Familie deutsch. Sie erhielt gleich den deutschen Pass und wechselte von einer italienischen Familie ins Haus des deutschen Botschafters: „... so war ich Reichsdeutsche, und da musste man natürlich tun, was die sagten.“ (S. 344–345) Viele der Südtirolerinnen, die „optiert“ hatten, wurden als Dolmetscherinnen und Kriegshelferinnen aller Art (Fliegerabwehr, Militärkantinen, Telefonie etc.) in die deutsche Wehrmacht eingezogen, was unter dem saloppen Titel „Den Krieg erleben“ nicht deutlich reflektiert wird.

Einleitend ins wichtige Kapitel „Beziehungen am Arbeitsplatz“ (S. 129 f.), welches das Verhältnis zwischen der „Signora“ als Arbeitgeberin und ihrer Hausangestellten thematisiert, vermitteln die Autorinnen den Eindruck, dass sie außer den Hinweisen von Anna Frank („Alle ließen sich an mir aus“), Maria Jesacher („Nichts war recht, was ich gemacht habe“) und Katharina Klotz, welche in ihrer Antwort die Tochter der „Signora“ zitiert, um Kritik zu üben, wenig Negatives gehört hätten. Zu dominieren scheint das Bild einer heilen Welt: „Ich wurde aufgenommen wie eine eigene Tochter“ (Lidwina Rungg), „Sie waren wie Vater und Mutter zu mir“ (Anna Telfser) oder „Sie war wie eine Mutter für mich, ich konnte mit ihr über alles reden“ (Helena Blaas). Der Topos der „Haustochter“, der die realen Verhältnisse verschleiert, wird nicht hinterfragt.

Die sexuellen Beziehungen und die Übergriffe am Arbeitsplatz sind weitgehend tabu, obwohl immer wieder ungewollte Schwangerschaften

erwähnt werden, die entweder nach der Geburt mit ein Anlass zum Weggehen aus der Heimat oder vor der Geburt oft ein Motiv zum Zurückgehen waren. Eine Abtreibung kam kaum in Frage. Das Kind wurde in der Obhut der elterlichen Familie im Südtirol gelassen.

Den Buchtitel „Wie die Schwalben fliegen sie aus“ fand die Leserin im Unterkapitel „Zwischen Wunsch und Zufall – Wege in die Stadt“ in einem längeren Zitat von Rebekka Rungg, die 1910 in Prad geboren wurde, wie ihre drei Schwestern in den Dienst ging, für Deutschland „optierte“, als Reichsdeutsche für die Wehrmacht arbeitete und Auskunft am 28. Januar 2004 in Meran gab: „Es hat immer geheißt, ihr habt Arbeit und zu essen. Das war alles. Wir sind dann von uns aus gegangen, damit wir endlich zu einem Gewand kommen. Die Bernadette hat angefangen, sie ist als Erste nach Mailand. Und so haben wir uns abgewechselt. Einmal ist die eine, einmal die andere weg. Unser Bruder Heinrich hat immer gesagt: ‚Warum gehen sie denn immer? Sie haben’s wie die Schwalben, wie sie fliegen sie aus, bleibt doch da, immer in die Walsch hinunter, geht doch einmal in die Schweiz.‘ Wir waren nie in der Schweiz. Die eine hat die andere hinuntergezogen.“ (S. 75) Die Metapher ist gefährlich, so bestechend das Bild der „Schwalben“ im ersten Moment erscheint. Die Wanderung der Dienstmädchen wird als jährlicher von der Natur vorgezeichneter Vogelzug etikettiert, was sie ja gerade nicht ist.

An den genannten Unschärfen dürften das Konzept der „kollektiven Biografie“, auf dem das Buch aufbaut, und der Umgang mit den mündlich gewonnenen Zeugnissen nicht ganz unschuldig sein. Die Lebensstationen werden chronologisch seit Kindsbeinen über die Schulzeit bis zum Stellenantritt in Italien im politisch, sozial und wirtschaftlich sich stark verändernden Zeitraum von 1920–1960 nachgezeichnet. Kurz widmet sich das Schlusskapitel der „Rückkehr in die ‚kleine‘ Welt“. Die Autorinnen leiten die einzelnen Kapitel der fiktiven Massenbiografie oft mit aus der Sekundärliteratur gewonnenen Erkenntnissen ein, die sie mit anekdotenhaften Ausschnitten aus den rund 60 „themenzentrierten, lebensgeschichtlichen Interviews“ unterfüttern. (S. 12) Die Montage der ausgewählten Zitate wirkt eindrücklich und Betroffenheit stellt sich ein. Gerne hätte die Leserin sich mehr in das Denken und Fühlen der einzelnen Frauen vertieft und wäre deren Erzählstrategien auf den Grund gegangen, um die „Wirklichkeitsreferenz der Rückblicke“ besser einschätzen zu können. Denn „der erzählte Lebensrückblick ist als eine konstruierte Erfahrungssynthese zu betrachten und der Prozess, wie das Erlebte zu früheren Zeiten erfahren wurde, lässt sich nur noch erahnen.“ (May B. Broda, Erfahrung, Erinnerungsinterview und Gender. Zur Methode der Oral History, in: Marguérite Bos, Bettina Vinzenz und Tanja Wirz (Hg.): Erfahrung: Alles nur Diskurs? Zur Verwendung des Erfahrungsbegriffes in der Geschlechtergeschichte, Zürich 2004, S. 159–171) Die Verfasserinnen hätten den kulturell geprägten Mustern von Lebenslaufdarstellungen, den Topoi

und nachträglichen Rechtfertigungen der Erzählerinnen, nicht zuletzt ihren eigenen Projektionen mehr Rechnung tragen können, wenn sie einleitend die häufig zu Wort kommenden Erzählerinnen vorgestellt und die Oral History-Interviews kritisch kommentiert hätten.

Ursula Lüfter, Martha Verdorfer und Adelina Wallnöfer schließen ungeachtet der Anmerkungen große Lücken in der Gender-, Sozial- und Wanderungshistoriographie des Südtirols. Sie leisten generell einen wichtigen Beitrag zum Geschlechtsspezifischen des Privaten und zur an die Frauen delegierten Reproduktionsarbeit. Sie bringen die schlecht bewertete Versorgungsarbeit, die Frauen in Familien leisten, ans Licht. Es gelingt ihnen den Hintergrund, weshalb Frauen in fremde Dienste gegangen sind, die kargen Lebensverhältnisse der kinderreichen Kleinbauernfamilien und die lokale Tradition, die Kinder armer Leute bei Bauern zu verdingen, fassbar zu machen. Der Glanz der italienischen Städte, mit dem sich die Hoffnung auf einen sozialen Aufstieg verbindet, wird nachvollziehbar. Die Karrieren der porträtierten Frauen mündeten meist in die Ehe, in die seit Kindheit antrainierten, nunmehr unbezahlten drei „Cs“: „Cooking“, „Cleaning“ und „Caring“.

*May B. Broda*

---

Nigel Harris (ed.), *The Light of the Soul. The Lumen anime C and Ulrich Putsch's Das liecht der sel. Critical Edition with Introduction*

*Oxford u. a.: Peter Lang AG 2007, 487 Seiten.*

Wer war Ulrich Putsch? Der bislang wohl nur Insidern bekannte „schreibende Bischof“ leitete zwischen 1427/28 und 1437, dem Jahr seines Todes, das zentralalpine Bistum Brixen. Schon dieser regionale Bezug macht ihn für uns interessant. Doch Putsch war kein gewöhnlicher Kirchenfürst. Wie sein weit größerer Brixner Nachfolger Nikolaus Cusanus versuchte auch er, dem Kirchenregiment seine persönliche Signatur einzuschreiben. Eindrucksvoll dokumentiert ein eigenhändig verfasstes (und erhaltenes) Diarium die emsige Tätigkeit des Bischofs und Politikers: Ob im anspruchsvollen Bautenprogramm, in der liturgischen Erneuerung oder in der aktiven Kirchenpolitik – Putsch war ein organisatorisch ehrgeiziger Bischof, der seine Stellung dazu benutzte, ein Territorium intellektuell wie handlungspraktisch zu durchdringen und zu gestalten. Dass er dabei an systemische Grenzen geriet, hat mit seiner Stellung gegenüber dem Landesfürstentum zu tun. Sie entsprach dem regional-kirchlichen Kräftesystem in Tirol, wo die *de jure* reichsfreien geistlichen Fürstentümer faktisch mediatisiert waren. Im Gegenzug bot der